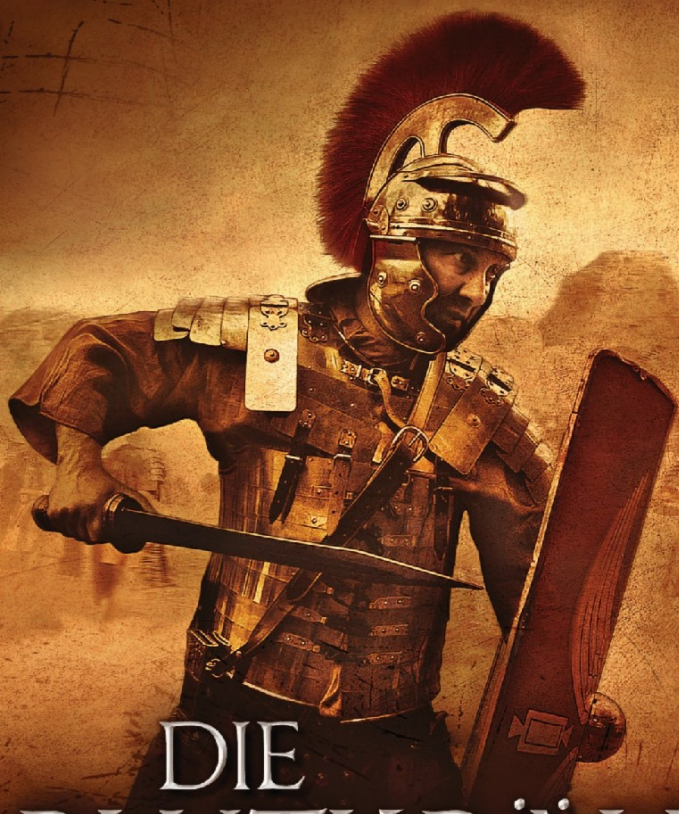


HEYNE <

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

SIMON SCARROW



DIE BLUTKRÄHEN

ROMAN

HEYNE <

Das Buch

Britannien ist von römischen Legionen besetzt, doch die britischen Stämme unter der Führung von Caratacus widersetzen sich nach wie vor der Fremdherrschaft. Der Hass der Bevölkerung wächst immer weiter, seit der sadistische Quertus ein Regiment brutalen Terrors errichtet hat. In der weit im Feindesland liegenden Festung Bruccium befiehlt er über die Blutkrähen, eine Kohorte Thraker, die sich der Befehlsgewalt Roms entzogen hat.

Präfekt Cato und Centurio Macro sollen Quertus das Handwerk legen und machen sich auf den gefährvollen Weg. Derweil versammelt Caratacus sein Heer, um sich für die römischen Gräueltaten zu rächen ...

Am Ende des Buches findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis von Simon Scarrow.

Der Autor

Simon Scarrow wurde in Nigeria geboren und wuchs in England auf. Nach seinem Studium arbeitete er viele Jahre als Dozent für Geschichte an der Universität von Norfolk, eine Tätigkeit, die er aufgrund des großen Erfolgs seiner Romane nur widerwillig und aus Zeitgründen einstellen musste.

Besuchen Sie Simon Scarrow im Internet unter www.scarrow.de

Simon Scarrow

DIE
BLUTKRÄHEN

Roman

Aus dem Englischen von
Martin Ruf

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE BLOOD CROWS erschien 2013
bei Headline Publishing Group, London



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

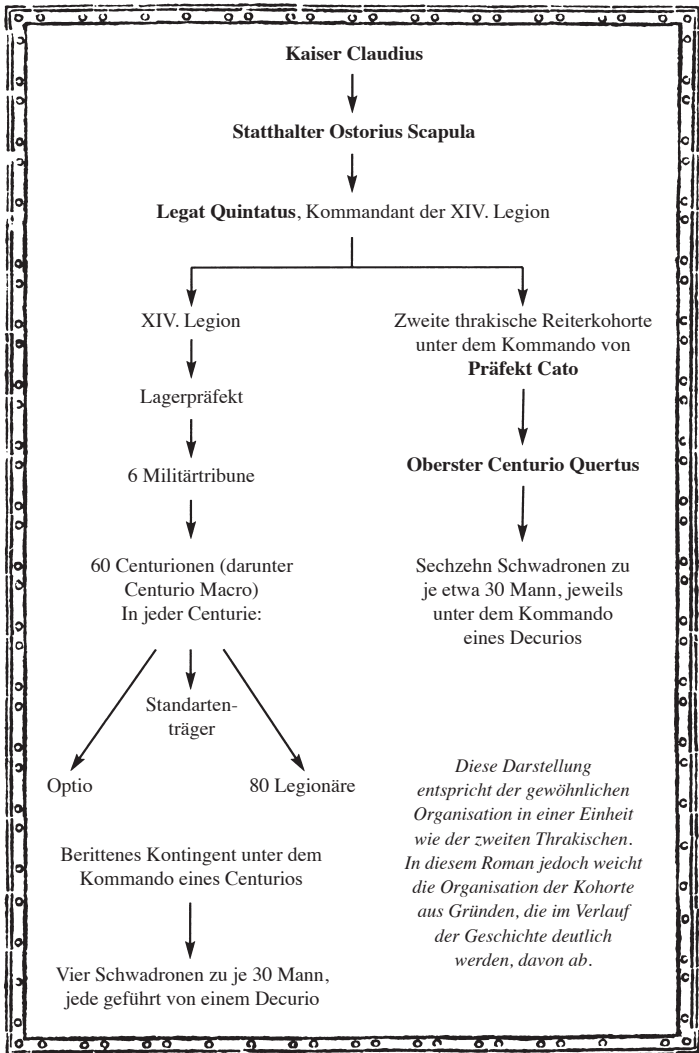
Vollständige deutsche Erstausgabe 02/2015
Copyright © 2013 by Simon Scarrow
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Werner Bauer
Printed in Germany
Umschlagillustration: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung von © Thinkstock
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-47121-4

www.heyne.de

*Ad meus plurimus
diutinus quod optimus amicus,
Murray Jones*

DIE BEFEHLSKETTE INNERHALB DER RÖMISCHEN ARMEE



EINE KURZE EINFÜHRUNG IN DIE RÖMISCHE ARMEE

Wie alle römischen Legionen bestand auch die Vierzehnte aus fünfeinhalbtausend Mann. Die grundlegende Einheit bildete die aus achtzig Mann bestehende *Centurie*, die von einem *Centurio* befehligt wurde. Die *Centurie* war in Einheiten zu je acht Legionären unterteilt, die sich ein Zimmer in den Mannschaftsunterkünften oder, bei einem Feldzug, ein Zelt teilten. Sechs *Centurien* bildeten eine Kohorte, und zehn Kohorten eine Legion, wobei die erste Kohorte doppelte Größe besaß. Jede Legion wurde von einem Reiterkontingent begleitet, das aus einhundertzwanzig Mann bestand und in vier Schwadronen unterteilt war, die als Kundschafter und Boten dienten. In absteigender Ordnung waren die wichtigsten Ränge wie folgt:

Der *Legat* war ein Mann von aristokratischer Herkunft. Er war in der Regel Mitte dreißig und führte bis zu fünf Jahre lang das Kommando über seine Legion. Während dieser Zeit versuchte er, sich einen Namen zu machen, um die Aussichten seiner nachfolgenden politischen Karriere zu verbessern.

Der *Lagerpräfekt* war meist ein ergrauter Veteran, der zuvor als erster *Centurio* der Legion gedient und nun

die höchste Position erreicht hatte, die einem Berufssoldaten offenstand. Er war absolut integer und verfügte über große Erfahrung. War der Legat abwesend oder *hors de combat*, fiel ihm die Befehlsgewalt über die Legion zu.

Sechs *Tribune* dienten als Stabsoffiziere. Bei ihnen handelte es sich um Männer Anfang zwanzig, die zum ersten Mal Dienst in der Armee taten, um Verwaltungserfahrungen zu sammeln, bevor sie kleinere Posten in der Zivilverwaltung antreten würden. Beim leitenden Tribun verhielt es sich anders: Er war für ein hohes politisches Amt vorgesehen und sollte eines Tages eine Legion befehligen.

Was die Disziplin und die Ausbildung betraf, bildeten sechzig *Centurionen* das Rückgrat der Legion. Sie waren aufgrund ihrer Führungsqualitäten und ihrer Bereitschaft, bis zum Tod zu kämpfen, ausgewählt worden. Dementsprechend waren die Verluste unter ihnen viel höher als in allen anderen Rängen. Der dienstälteste Centurio befehligte die erste Centurie der ersten Kohorte; bei ihm handelte es sich um einen mehrfach ausgezeichneten und hoch respektierten Mann.

Die vier *Decurionen* der Legion befehligten die Reitereschwadronen. Möglicherweise gab es jedoch noch einen Centurio, der das Kommando über das gesamte berittene Kontingent innehatte, aber dieser Punkt ist umstritten.

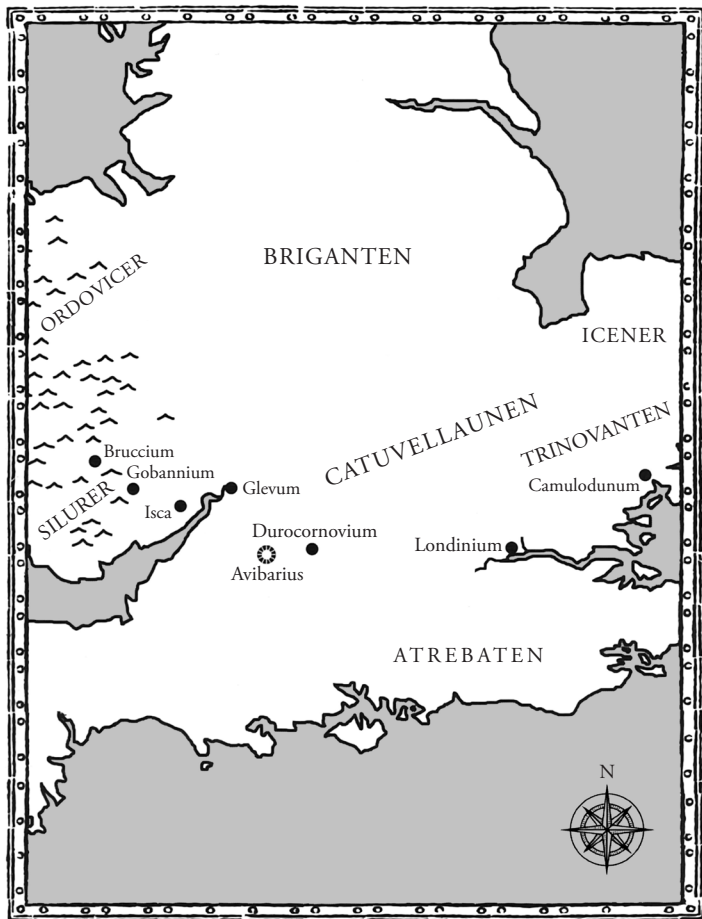
Jedem Centurio stand ein *Optio* als Ordonnanzoffizier zur Seite, der über eine deutlich eingeschränkere Befehlsgewalt verfügte. Optios warteten gewöhnlich da-

rauf, selbst an die Stelle eines Centurios zu treten, sollte diese frei werden.

Den Optios untergeordnet waren die *Legionäre*, Männer, die sich für fünfundzwanzig Jahre zum Dienst in der Armee verpflichtet hatten. Theoretisch musste man dazu römischer Bürger sein, doch mit der Zeit wurden immer mehr Rekruten aus der örtlichen Bevölkerung angeworben, die beim Eintritt in die Armee die römische Staatsbürgerschaft erhielten. Die Legionäre wurden gut bezahlt und konnten von Zeit zu Zeit auf beachtliche Sonderleistungen des Kaisers hoffen (nämlich immer dann, wenn dieser der Ansicht war, dass eine zusätzliche Ermunterung ihrer Loyalität angebracht sein könnte).

Einen geringeren Status als die Legionäre hatten die Kohorten der Hilfstruppen. Diese wurden aus Männern der eroberten Provinzen rekrutiert und lieferten dem römischen Reich die Reiterei und die leichte Infanterie sowie Soldaten für spezielle Aufgaben. Nach fünfundzwanzig Jahren in der Armee erhielten sie das römische Bürgerrecht. Reitereinheiten wie die Zweite thrakische Kohorte bestanden entweder aus fünfhundert oder ein-tausend Mann, wobei Letztere nur von sehr erfahrenen und außerordentlich fähigen Kommandanten befehligt wurden. Es gab auch gemischte Kohorten, die zu einem Drittel aus Berittenen und zu zwei Dritteln aus Fußsoldaten bestanden. Sie wurden dazu verwendet, das umgebende Territorium zu überwachen.

BRITANNIEN A.D. 51



TEIL EINS

KAPITEL 1

Februar 51 n. Chr.

Die Reiterkolonne schob sich gerade mühsam die Hügelkuppe hinauf, als ihr Anführer plötzlich sein Pferd zügelte, die Hand hob und seinen Männern das Zeichen zum Anhalten gab. Frischer Regen hatte den Weg in eine klebrige Schlammfläche verwandelt, die von Löchern und tiefen Furchen durchzogen war, so dass die Pferde angestrengt schnaubten und mit pfeifenden Lungen nach Luft schnappten, während ihre Beine in den völlig aufgeweichten Boden sanken. Die kühle Luft hallte von den dumpfen Geräuschen wider, die die Hufe auf dem nassen Boden machten, bis die Tiere langsamer wurden und schließlich stehen blieben. Langgezogene Dampfwolken strömten aus ihren Nüstern. Der Führer der Kolonne trug über seinem schimmernenden Brustpanzer einen dicken roten Umhang, dessen Zierschleifen seinen Rang erkennen ließen. Es war Legat Quintatus, Oberbefehlshaber der Vierzehnten Legion und damit betraut, die Westgrenze der Provinz Britannien zu sichern, die erst seit Kurzem zum römischen Reich gehörte.

Keine leichte Aufgabe, wie er sich bitter eingestehen musste. Es war nun schon fast acht Jahre her, seit die

Armee auf der Insel am Ende der bekannten Welt gelandet war. Damals war Quintatus noch ein Tribun Anfang zwanzig gewesen, voller Überzeugung, eine wichtige Mission zu erfüllen, und vom Verlangen erfüllt, für sich selbst, für Rom und für den neuen Kaiser Claudius Ruhm zu erlangen. Die Armee hatte sich ihren Weg ins Land erkämpft und das mächtige Heer der vereinigten Stämme besiegt, das unter der Führung von Caratacus gestanden hatte. In einer Schlacht nach der anderen hatten die Römer die Inselbewohner immer weiter zurückgedrängt, bis sie die feindlichen Krieger in einem letzten Kampf nahe ihrer Hauptstadt Camulodunum vernichtet hatten.

Damals schien diese Schlacht die Entscheidung zu bringen. Der Kaiser selbst war vor Ort gewesen, um Zeuge des Sieges zu werden. Und um die ihm gebührenden Ehren dafür in Empfang zu nehmen. Sobald die Vertreter der meisten Stämme Verträge mit dem Kaiser geschlossen hatten, kehrte Claudius nach Rom zurück, wo er sich triumphal feiern ließ und der Menge verkündete, dass die Eroberung Britanniens erfolgreich abgeschlossen sei.

Aber so war es nicht. Der Legat runzelte die Stirn. So war es ganz und gar nicht. Die vermeintlich letzte Schlacht hatte Caratacus' Widerstandswillen mitnichten gebrochen. Sie hatte ihm nur gezeigt, dass es geradezu selbstmörderisch war, seine tapferen, aber schlecht ausgebildeten Krieger in einen offenen Kampf mit den Römern zu schicken. Inzwischen hatte er gelernt, die Sache anders anzugehen. Er lockte römische Einheiten in

einen Hinterhalt und setzte schnelle, bewegliche Truppen dazu ein, die Nachschublinien der Legionäre und ihre Außenposten zu plündern. Sieben Jahre und zahllose Feldzüge hatte es gedauert, um Caratacus in die Bergfestung der Silurer und Ordovicer zurückzudrängen. Die Männer dieser Stämme waren unerschrockene Krieger, die von der fanatischen Wildheit ihrer Druiden angetrieben wurden und entschlossen waren, Rom bis zum letzten Atemzug Widerstand zu leisten. Sie hatten Caratacus als ihren Anführer akzeptiert, und das neue Zentrum seines Widerstands hatte Kämpfer aus allen Gegenden der Insel angezogen, die den Römern gegenüber unerschütterlichen Hass empfanden.

Hinter den Legionären lag ein harter Winter, und kalte Winde und Eisregen hatten die römische Armee gezwungen, ihre Aktionen während der langen, dunklen Monate einzuschränken. Erst gegen Ende der Jahreszeit, als die tief hängenden Wolken und der Nebel sich aus dem Bergland jenseits der Grenze zurückzogen, waren die Legionen in der Lage, für den Rest des Winters weitere Feldzüge gegen die Bewohner der Insel zu organisieren. Ostorius Scapula, der Statthalter der Provinz, hatte der Vierzehnten befohlen, in die bewaldeten Täler vorzudringen und eine Kette aus Festungsanlagen zu errichten. Diese sollten als Basen für die Hauptoffensive dienen, die für den Frühling geplant war. Die lokalen Stämme hatten schnell und entschieden reagiert, und Legat Quintatus musste zur Kenntnis nehmen, dass selbst die stärksten Einheiten, die er ins Feindesland geschickt hatte, angegriffen wurden. Zwei Kohorten Legionäre,

fast achthundert Mann. Der befehlshabende Tribun der Kolonne hatte dem Legaten zu Beginn des Angriffs eine Nachricht geschickt, in der er dringend um Unterstützung bat. Quintatus hatte den Rest der Legion bei Tagesanbruch aus der Garnison in Glevum geführt, und während sie sich der Festung näherten, war er mit einer Eskorte vorausgeritten, um sich einen Überblick über die Lage zu verschaffen. Sein Herz war schwer von Furcht vor dem, was ihn dabei erwarten würde.

Jenseits des Hügels lag das Tal, das tief ins Land der Silurer führte. Der Legat spitzte die Ohren und versuchte, die Geräusche der Pferde hinter sich auszublen- den. Doch vor ihm blieb alles still. Kein dumpfes, rhyth- misches Hämmern der Äxte begleitete das Fällen der Bäume, mit dem die Legionäre Bauholz für die Errich- tung ihrer Festung gewannen oder einen Streifen frei- en Landes jenseits des Festungsgrabens schufen. Keine Stimmen hallten von den Talhängen rechts und links wi- der. Auch kein Kampflärm.

»Wir kommen zu spät«, murmelte er leise vor sich hin.
»Zu spät.«

Verärgert über sich selbst, runzelte er die Stirn, weil es ihm nicht gelungen war, seine Befürchtungen für sich zu behalten. Rasch blickte er sich um, weil er sehen woll- te, ob jemand seine Worte gehört hatte. Die Männer sei- ner Eskorte, die sich direkt neben ihm befanden, saßen gelassen in ihren Sätteln. Nein, korrigierte er sich, nicht gelassen. Ihre Miene verriet, wie besorgt sie waren, wäh- rend ihre Blicke auf der Suche nach einem Zeichen für die Anwesenheit des Feindes über das Land huschten.

Der Legat holte tief Luft, um wieder ruhiger zu werden, schwang seinen Arm nach vorn und drückte die Fersen in die Flanken seines Pferdes. Das Tier setzte sich wieder in Bewegung. Seine dolchartigen Ohren zuckten, als spüre es die Nervosität seines Herrn. Der Weg wurde eben, und kurz darauf hatten die Reiter an der Spitze freie Sicht auf die Talmündung.

Der Bauplatz lag eine halbe Meile vor ihnen. Eine breite, offene Fläche war aus dem Kiefergehölz geschlagen worden; die Baumstümpfe sahen aus wie abgebrochene Zähne, die sich kreuz und quer über die aufgeworfene Erde verteilten. Die Umrisse der Festung waren noch erkennbar, aber dort, wo sich eigentlich der tiefe Graben, der Erdwall und die Palisade hätten befinden sollen, herrschte nur noch ein einziges Chaos aus verbrannten Balken, zerstörten Karren und den Überresten von Zelten, deren Planen aus Ziegenleder niedergerissen und in den Schlamm getrampelt worden waren. Viele Abschnitte des Schutzwalls waren zerstört, und die Erde und die Holzfundamente, aus denen er bestanden hatte, hatten sich in den Graben abgesenkt. Und man sah die Kadaver von Maultieren und Pferden sowie etliche Soldatenleichen. Die Toten waren nackt, und aus der Ferne erinnerte ihr fahles Fleisch den Legaten an Maden. Er schauderte und schob den Gedanken unwirsch beiseite. Seine Männer schnappten vernehmlich nach Luft, und einige von ihnen fluchten leise vor sich hin, während sie die Szenerie musterten. Quintatus' Pferd ging immer langsamer und blieb schließlich stehen, sodass er seine Fersen wütend in die Seiten des Tieres bohrte und

es zu einem leichten Trab zwang, indem er heftig an den Zügeln zerrte.

Nirgendwo gab es Anzeichen für eine Gefahr. Der Feind hatte seinen Angriff schon vor vielen Stunden beendet und sich nach seinem Sieg mit allem, was er hatte erbeuten können, zurückgezogen. Außer der zerstörten Festung, den Transportkarren und den Toten gab es hier nichts mehr.

Abgesehen natürlich von den Krähen, die sich auf das Aas gestürzt hatten. Als die Reiter dem Weg ins Tal folgten, schwangen sich die Vögel in die Lüfte, wobei sie heisere Warnrufe ausstießen und sich krächzend darüber beschwerten, dass sie ihr düsteres Festmahl aufgeben mussten. Wie Streifen schwarzen Tuchs, die von Sturmböen erfasst worden waren, wirbelten sie durch die Luft und erfüllten die Ohren des Legaten und seiner Männer mit ihren hässlichen Lauten.

Quintatus ließ sein Pferd im Schritt gehen, als er die Überreste des Haupttores erreicht hatte. Die Holztürme der Festung waren zuerst errichtet worden; jetzt stand nur noch der verkohlte Rahmen. Vor einem Hintergrund aus Felsen und baumbestandenen Hügeln stiegen noch immer dünne Rauchfäden aus dem Holz zu den tief hängenden grauen Wolken auf. Von beiden Seiten des Tores aus führte der Graben zu den Ecken der Festung, wo die Überreste der Türme standen. Der Legat schnalzte mit der Zunge und führte sein Pferd am zerstörten Torhaus vorbei. Auf der gegenüberliegenden Seite befanden sich der Wall und der Streifen freien Landes, der innerhalb der Befestigungsanlagen einge-

richtet worden war. Dahinter wiederum erkannte man das, was von den Zelten noch übrig war, und dort lagen auch die ersten, dicht aneinander gedrängten Leichen. Die Körper der Toten trugen keine Rüstungen, Tuniken und Stiefel mehr; sie wirkten seltsam verzerrt und waren von blauen Flecken übersät. Blut, das aus den düsteren Mündern ihrer tödlichen Wunden geströmt war, beschmierte ihre Haut. Außerdem gab es kleinere Schnitte und Risse in ihrem Fleisch, wo sich die Krähen mit ihren Schnäbeln zu schaffen gemacht hatten, und mehrere Leichen hatten blutige Augenhöhlen, aus denen die Vögel die Augen gezerrt hatten. Einigen Toten waren die Köpfe abgehackt worden, und die Stümpfe waren mit einer dicken Schicht aus schwarzem, getrocknetem Blut bedeckt.

Während Quintatus auf die gefallenen Legionäre hinabstarrte, lenkte ein Mitglied seines Offizierstabs sein Pferd neben ihn und nickte grimmig.

»Sieht so aus, als hätten einige unserer Männer wenigstens heftigen Widerstand geleistet.«

Der Legat ging nicht auf die Bemerkung ein. Es war nicht schwer, sich die letzten Augenblicke im Leben dieser Legionäre vorzustellen und vor sich zu sehen, wie sie, Rücken an Rücken kämpfend, sich bis zum Schluss behaupteten. Nachdem die letzten Verwundeten getötet worden waren, hatte der Feind den Männern ihre Waffen und ihre Ausrüstung abgenommen. Caratacus und seine Krieger würden behalten, was sie gebrauchen konnten, und den Rest in den nächsten Fluss werfen oder irgendwo vergraben, sodass die Römer nichts

davon wieder in die Vorräte der Vierzehnten Legion zurückführen konnten. Quintatus ließ seinen Blick über die Festung schweifen und stellte fest: Noch mehr Leichen befanden sich zwischen den zerstörten Zelten; einzeln oder in kleinen Gruppen lagen sie auf der Erde, was auf das Chaos schließen ließ, das geherrscht haben musste, nachdem die feindlichen Krieger die erst halb errichteten Verteidigungsanlagen durchbrochen hatten.

»Soll ich die Männer absitzen lassen, damit sie die Toten begraben können, Herr?«

Quintatus drehte sich zu dem Tribun um, und es dauerte einige Augenblicke, bis die Frage seine düsteren Gedanken durchdrungen hatte. Er schüttelte den Kopf. »Sie sollen liegen bleiben, bis der Rest der Legion hier ist.«

Der jüngere Offizier wirkte überrascht. »Bist du sicher, Herr? Ich fürchte, die Moral der Truppe könnte darunter leiden. Sie ist ohnehin nicht besonders gut.«

»Ich kenne die Stimmung meiner Männer nur zu gut, vielen Dank«, erwiderte der Legat in scharfem Ton. Doch sofort wurde seine Miene wieder milder. Eifrig darauf bedacht, seine aus zweiter oder dritter Hand erworbenen militärischen Kenntnisse in die Praxis umzusetzen, war der Tribun in seiner schimmernden Rüstung erst vor Kurzem aus Rom eingetroffen. Quintatus erinnerte sich daran, dass er selbst nicht anders gewesen war, als er den Dienst in seiner ersten Legion angetreten hatte. Er räusperte sich und zwang sich, in ruhigem Ton fortzufahren.

»Die Männer sollen die Leichen sehen.« Viele Legionäre gehörten noch nicht lange der Vierzehnten an; es

handelte sich um Ersatzeinheiten, die nach dem Ende der Winterstürme mit den ersten Schiffen aus Gallien eingetroffen waren. »Ich will, dass sie begreifen, was ihr Schicksal sein wird, sollten sie es jemals zulassen, dass der Feind sie besiegt.«

Der Tribun zögerte einen Augenblick, dann nickte er und sagte: »Wie du befehlst.«

Quintatus ließ sein Pferd wieder im Schritt gehen und ritt ins Herz der Festung. Zerstörung und Tod umgaben ihn auf beiden Seiten des breiten, schlammigen Weges durch die Trümmer, der im rechten Winkel von einem zweiten Weg geschnitten wurde. Er musterte die Fetzen, die vom Zelt der Kommandantur noch übrig waren. Gleich daneben lag ein weiterer Haufen Leichen, und der Legat spürte, wie ihm ein kalter Schauer über den Rücken rann, als er das Gesicht von Salvius erkannte, dem befehlshabenden Centurio einer der Kohorten. Der grauhaarige Veteran lag auf dem Rücken und starrte blicklos zum bedeckten Himmel hinauf; sein Kiefer hing schlaff herab, sodass man die unregelmäßigen gelben Zähne sehen konnte. Er war ein guter Offizier gewesen, dachte Quintatus. Zäh, effizient, mutig und mehrfach ausgezeichnet. Zweifellos hatte Salvius dafür gesorgt, dass seine Centurie bis zum Schluss den höchsten Anforderungen gerecht wurde. Er trug mehrere Wunden in Brust und Bauch, und der Legat war überzeugt, dass es keine einzige im Rücken des Mannes gäbe, wenn man seine Leiche umdrehen würde. Vielleicht hatte der Feind aus Respekt darauf verzichtet, ihn zu köpfen, dachte der Legat.

Noch nicht entdeckt hatte er Tribun Marcellus, den Leiter des Baurupps. Quintatus drückte sich hoch, indem er sich auf den Sattelknauf stützte, schwang ein Bein übers Pferd und sprang zu Boden, wobei die feuchte Erde ein lautes Schmatzen von sich gab. Er trat auf die Leichen zu, wobei er nach dem jungen Aristokraten Ausschau hielt, dessen erstes unabhängiges Kommando sich auch als sein letztes erwiesen hatte. Weil es sinnlos war, ihn zwischen den kopflosen Toten zu suchen, wich der Legat ihnen aus und sah sich an anderen Stellen um. Doch er konnte Marcellus auch dann nicht finden, nachdem er mehrere Leichen umgedreht hatte, die auf dem Bauch lagen. Zwei der Toten hatten schreckliche Verletzungen im Gesicht. Zerfetztes Fleisch, zerschmetterte Knochen und lose herabhängende Hautlappen machten eine sofortige Identifizierung unmöglich. Marcellus zu finden musste warten.

Der Legat erstarrte. Plötzlich war ihm etwas klar geworden. Er richtete sich auf, musterte die Überreste des Lagers und versuchte, die Anzahl der im Schlamm verstreuten Leichen abzuschätzen. Nirgendwo gab es auch nur einen gefallenen Feind, aber das war auch nicht anders zu erwarten. Die Bewohner der Insel nahmen ihre Toten immer mit sich und begruben sie an verborgenen Orten, wo die Römer sie nicht finden konnten, damit niemand wusste, wie hoch ihre Verluste waren.

»Was ist, Herr?«, fragte der Tribun, den die plötzliche Reaktion seines Vorgesetzten beklommen machte.

»Hier sind zu wenige von unseren Männern. Soweit ich das erkennen kann, fehlt etwa ein Viertel.«

Der Tribun sah sich um und nickte. »Wo sind sie?«

»Wir müssen annehmen, dass sie dem Feind lebend in die Hände gefallen sind«, sagte Quintatus kalt. »Als Gefangene ... Mögen die Götter ihnen gnädig sein. Sie hätten sich nicht ergeben sollen.«

»Was wird mit ihnen geschehen, Herr?«

Quintatus zuckte mit den Schultern. »Wenn sie Glück haben, wird man sie als Sklaven halten, bis sie sich zu Tode geschuftet haben. Zuvor wird man sie von Stamm zu Stamm führen und den Menschen in den Hügeln als Beweis dafür vorführen, dass Rom besiegt werden kann.«

Der Tribun schwieg einen Augenblick, dann schluckte er nervös. »Und was ist, wenn sie kein Glück haben?«

»Dann wird man sie den Druiden übergeben, um sie ihren Göttern zu opfern. Man wird ihnen die Haut abziehen oder sie bei lebendigem Leib verbrennen. Deshalb sollte man am besten dafür sorgen, dass man ihnen nicht in die Hände fällt.« Quintatus sah eine Bewegung aus den Augenwinkeln und drehte sich in Richtung des Weges, der vom Haupttor wegführte. Die erste Centurie aus dem Hauptteil seiner Einheit hatte die Hügelkuppe erreicht und ritt nun langsam den Abhang hinunter, was den Männern einige Mühe bereitete, denn der Boden wurde immer schlammiger. Für einen kurzen Moment rissen die Wolken auf, und ein dünner Lichtstrahl fiel auf die Spitze der Kolonne. Ein helles Funkeln verriet die Position der Adlerstandarte und der anderen Standarten, die ein Bild des Kaisers oder die Insignien und den Schmuck kleinerer Einheiten trugen. Quintatus war

sich nicht sicher, ob er das als gutes Omen werten sollte. Wenn ja, dann hatten die Götter einen merkwürdigen Geschmack, was die Wahl des richtigen Zeitpunkts betraf.

Der Tribun fragte: »Was nun, Herr?«

»Hm?«

»Was sind deine Befehle?«

»Wir werden zu Ende bringen, was wir angefangen haben. Sobald die Legion hier ist, will ich, dass der Graben und die Wälle repariert werden, und dann soll die Arbeit an der Festung fortgeführt werden.« Quintatus reckte sich und sah zu den bewaldeten Hängen hinauf, die das Tal umgaben. »Die Wilden haben heute einen kleinen Sieg errungen. Das lässt sich nicht mehr ändern. Sie werden ihn in den Hügeln ausgiebig feiern. Diese Narren. Das alles wird Rom nur noch mehr in seiner Entschlossenheit bestätigen, auch den letzten Widerstand zu vernichten, den man unserem Willen entgegenbringt. Wie lange es auch immer dauern mag, du kannst sicher sein, dass Ostorius und der Kaiser uns keine Ruhe gönnen werden, bis unsere Aufgabe erledigt ist.« Ein kurzes, bitteres Lächeln huschte über seine zuckenden Lippen. »Du solltest dich besser nicht an die Annehmlichkeiten gewöhnen, die die Festung bei Glevum zu bieten hat, mein Junge.«

Der junge Offizier nickte feierlich.

»Gut. Ich möchte, dass hier das Zelt für das Hauptquartier errichtet wird. Nimm dir einige Männer, um das Areal frei zu räumen, und mach dich an die Arbeit. Lass meinen Sekretär kommen. Der Statthalter wird so

schnell wie möglich einen Bericht über die Ereignisse hier haben wollen.« Quintatus strich sich übers Kinn, während er noch einmal zu den Leichen von Centurio Salvius und seinen Kameraden hinübersah. Trauer erfüllte sein Herz angesichts des Verlusts dieser Männer, und schwer lastete das Wissen auf ihm, dass der kommende Feldzug nicht weniger schwierig oder weniger blutig würde als jeder andere, den die Römer seit ihrer Ankunft auf dieser verfluchten Insel geführt hatten.

Das hier war eine neue Art Krieg. Die römischen Soldaten würden äußerst rücksichtslos vorgehen müssen, um den Widerstand des Feindes zu brechen. Und diese Soldaten würden von Offizieren geführt werden müssen, die ihre Gegner gnadenlos und konsequent zu verfolgen wussten, ohne dass in ihren Herzen Platz für Mitleid gewesen wäre. Glücklicherweise gab es solche Männer, dachte Quintatus. Besonders der Name eines Mannes ließ bei seinen Feinden bereits das Blut in den Adern gefrieren. Centurio Quertus. Gäbe es hundert Offiziere wie ihn, wären Roms Schwierigkeiten in Britannien schon bald beendet. Solche Männer brauchte man im Krieg. Aber was wurde im Frieden aus ihnen? Nun, sagte sich Quintatus, das war nicht sein Problem.

KAPITEL 2

Die Tamesis, zwei Monate später

Bei allen Göttern! Wie sehr hat sich dieser Ort doch verändert!« Centurio Macro deutete auf die Gebäude, die sich am Nordufer des Flusses unabsehbar weit hinzogen. Das Frachtschiff hatte gerade eine breite Biegung der Tamesis hinter sich gebracht und den Bug so ausgerichtet, dass die stetige Seebrise die Segel unter dem grauen, bedeckten Himmel flattern ließ.

Der Kapitän legte die Hände trichterförmig um seinen Mund und schrie mit bellender Stimme über das breite Deck: »An die Takelage! Holt die Segel ein!«

Mehrere Männer kletterten die Taue hinauf, während sich der Kapitän dem Rest seiner Besatzung zuwandte. »Bereitmachen zum Rudern!«

Die Matrosen – teils Gallier, teils Bataver – zögerten einen winzigen Augenblick, bevor sie der Anweisung mit mürrischer Miene nachkamen. Macro konnte ein Grinsen nicht unterdrücken, während er ihnen zusah, denn ihm war klar, wie man ihren stummen Protest verstehen musste: Er war ein Ritual, keine ernsthafte Weigerung. Genauso verhielt es sich mit den Soldaten, mit denen er die meiste Zeit seines Lebens über Umgang gehabt hatte. Er wandte sich der Landschaft zu, die auf

beiden Seiten des Flusses von nicht allzu hohen Hügeln gekennzeichnet war. Fast überall waren die Bäume gefällt worden, und man erkannte zahllose kleine Bauernhäuser. Darüber hinaus gab es eine Handvoll größerer Gebäude mit Ziegeldächern, was ein Zeichen dafür war, dass Rom der neuen Provinz bereits seinen Stempel aufzudrücken begann. Macro schüttelte den Gedanken ab und warf einen Blick auf seinen Begleiter, der nur wenige Schritte entfernt neben ihm stand. Die Ellbogen des jungen Mannes ruhten auf der Reling, während er mit ausdruckslosem Gesicht in die kleinen Wellen des vorbeigleitenden Flusses starrte. Macro räusperte sich auf nicht gerade subtile Art.

»Ich sagte, dieser Ort hat sich verändert.«

Cato zuckte zusammen, sah auf und lächelte knapp.
»Entschuldige, ich war viele Meilen weit weg.«

Macro nickte. »Natürlich. Du bist mit deinen Gedanken in Rom. Mach dir keine Sorgen, Junge. Julia ist eine gute Frau und eine wunderbare Gattin. Sie wird dafür sorgen, dass dich ein gutes Zuhause erwartet, wenn du wieder nach Rom zurückkehrst.«

Trotz der Tatsache, dass sein Freund inzwischen einen höheren Rang innehatte als Macro, hatten acht Jahre des gemeinsamen Dienstes eine ungezwungene Vertrautheit zwischen ihnen geschaffen. Einst war Macro Catos vorgesetzter Offizier gewesen, doch jetzt hatte Cato ihn überrundet. Ihm war der Rang eines Präfekten verliehen worden, und er stand kurz davor, sein erstes, längerfristiges Kommando einer aus Hilfstruppen bestehenden Kohorte zu übernehmen: die Zweite Kohorte der

thrakischen Kavallerie. Der bisherige Kommandant der Zweiten war während des letzten Feldzugs getötet worden, und der kaiserliche Stab in Rom hatte Cato dazu bestimmt, seinen Posten zu übernehmen.

»Ich frage mich, wann das sein wird«, erwiderte der jüngere Mann, und eine gewisse Bitterkeit lag in seiner Stimme. »Nach allem, was ich gehört habe, war die Siegesfeier, die der Kaiser anlässlich der Eroberung Britanniens veranstaltet hat, einigermaßen verfrüht. Gut möglich, dass wir noch gegen Caratacus und seine Anhänger kämpfen werden, wenn wir längst alte Männer sind.«

»Soll mir nur recht sein.« Macro zuckte mit den Schultern. »Besser ehrlichen Dienst in einer Legion leisten als die Geheimoperationen, mit denen wir uns beschäftigen mussten, als wir das letzte Mal hier waren.«

»Ich dachte, du hasst Britannien. Ständig hast du dich über das feuchte Klima, die Kälte und den Mangel an anständigem Essen beschwert. Du hast gesagt, du könntest es gar nicht erwarten, von hier wegzukommen.«

»Tatsächlich?«, fragte Macro mit unschuldiger Miene und rieb sich die Hände. »Trotzdem sind wir hier, wo ein ordentlicher Feldzug vorbereitet wird und die Chance besteht, dass wir weiter befördert werden, Auszeichnungen erhalten und ich – was am allerbesten ist – möglicherweise meine Pension aufstocken kann. Auch ich habe mir die Berichte über dieses Land angehört, mein Junge. Die Leute reden über gewaltige Silbervorkommen in den Bergen im Westen der Insel. Wenn wir Glück haben, wird es uns hier ziemlich gut gehen, sobald wir den Einheimischen einen ordentlichen Tritt in den Hin-

tern verpasst haben und sie zur Vernunft gekommen sind.«

Cato konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Meiner Erfahrung nach kommen die Leute selten zur Vernunft, wenn man sie in den Hintern tritt.«

»Da bin ich anderer Ansicht. Wenn man weiß, wo und wie fest man zutreten muss, kann man einen Mann dazu bringen, alles zu tun, was einem notwendig erscheint.«

»Wenn du das sagst.« Cato hatte keine Lust auf ein Streitgespräch. Der Umstand, von Julia getrennt zu sein, bedrückte ihn noch immer. Sie hatten sich wenige Jahre zuvor an der Ostgrenze des Reichs getroffen, wo Julius Vater, Senator Sempronius, kaiserlicher Botschafter am Hof des Königs von Palmyra war. In eine Senatorenfamilie einzuheiraten hatte für einen jungen Mann wie Cato, der als Offizier in der Legion diente, einen beträchtlichen Zuwachs an gesellschaftlichem Rang sowie die Sorge mit sich gebracht, dass die Mitglieder der alten Aristokratenfamilie auf ihn herabsehen würden. Doch Senator Sempronius hatte Catos große Aussichten erkannt und sich darüber gefreut, dass der junge Offizier seine Tochter heiraten wollte. Die Hochzeit war der glücklichste Tag in Catos Leben, doch ihm blieb nur wenig Zeit, sich an ein Leben als Ehemann zu gewöhnen, denn kurz darauf war der Marschbefehl des kaiserlichen Sekretärs bei ihm eingetroffen. Narcissus stand unter dem wachsenden Druck einer Gruppe, die sich dafür einsetzte, dass der junge Prinz Nero Claudius als Kaiser folgen sollte. Der kaiserliche Sekretär gehörte zu

denjenigen, die Britannicus, den unehelichen Sohn des Kaisers, unterstützten, doch seine Partei verlor immer mehr an Einfluss auf den tatterigen alten Mann, der über das mächtigste Reich der Welt herrschte. Narcissus hatte erklärt, er tue Cato einen Gefallen, wenn er ihn so weit wie möglich von Rom wegschickte. Sollte der Kaiser sterben, würde ein Kampf um die Macht losbrechen, bei dem niemand mit Gnade rechnen konnte, der auf der falschen Seite stand oder irgendwie mit der unterlegenen Partei verbunden war. Sollte Britannicus scheitern, wäre das sein Ende. Was ebenso für Narcissus galt.

Da sowohl Cato als auch Macro dem Sekretär – wenn auch gegen ihren Willen – gute Dienste geleistet hatten, wären auch sie in Gefahr. Deshalb war es besser für sie, wenn sie an irgendeiner fernen Grenze kämpfen würden, sobald die entscheidende Phase begonnen hatte, damit sie der Aufmerksamkeit der auf Rache sinnenden Anhänger Neros entgingen. Obwohl Cato erst vor Kurzem Nero das Leben gerettet hatte, hatten sich seine Wege mit denen von Pallas, dem kaiserlichen Freigelassenen, gekreuzt, der gleichsam das Gehirn hinter der Partei des Prinzen war. Pallas war nicht geneigt, denjenigen zu vergeben, die ein Hindernis für seine Ambitionen darstellten. Neros Schuld gegenüber Cato würde den jungen Offizier nicht retten. Das war der Grund, warum Cato und Macro kaum einen Monat nach der Hochzeitsfeier im Haus von Julias Vater in den Palast befohlen wurden, um dort neue Aufträge zu erhalten. Cato wurde das Kommando über die thrakische Kohorte übertragen und Macro das Kommando über eine

Kohorte innerhalb der Vierzehnten Legion. Beide Einheiten dienten in der Armee von Statthalter Ostorius Scapula in Britannien.

Tränen waren geflossen, als die Zeit von Catos Aufbruch gekommen war. Julia hatte ihn umschlungen, und er hatte sie so fest an sich gedrückt, dass er spürte, wie ein Zittern durch ihre Brust ging, als sie ihr Gesicht in die Falten seines Mantels geschoben hatte und ihr volles, dunkles Haar auf seine Hände fiel. Der Trennungsschmerz, den seine junge Frau empfand und den auch er fühlte, zerriss Cato schier das Herz. Doch der Befehl war erteilt worden, und das Pflichtgefühl, das die Bürger Roms verband und das es ihnen ermöglichte, ihre Feinde zu überwinden, ließ sich nicht einfach beiseitewischen.

»Wann wirst du zurückkehren?« Julias Stimme wurde von den Falten der Wolle gedämpft. Mit geröteten Augen sah sie zu ihm auf, und Cato spürte, wie ein heftiger Schmerz durch sein Herz strömte. Mühsam rang er sich die Andeutung eines Lächelns ab.

»Der Feldzug wird schon bald vorbei sein, Liebste. Es ist unmöglich, dass Caratacus noch lange durchhält. Er wird besiegt werden.«

»Und dann?«

»Dann werde ich auf eine Nachricht des neuen Kaisers warten, und wenn es sicher ist, werde ich zurückkehren und mich um einen zivilen Posten in Rom bewerben.«

Einen Moment lang presste Julia die Lippen zusammen. »Aber das kann Jahre dauern.«

»Ja.«

Beide schwiegen einen kurzen Augenblick, bevor Julia fortfuhr: »Ich könnte zu dir nach Britannien kommen.«

Cato legte den Kopf auf die Seite. »Vielleicht. Aber jetzt noch nicht. Bis jetzt ist die Insel kaum mehr als ein barbarischer Landstrich am Ende der Welt. Es gibt nur wenig von den Annehmlichkeiten, die du gewöhnt bist. Und es gibt die verschiedensten Gefahren. Die ungesunden Lüfte sind nur eine davon.«

»Das spielt keine Rolle. Ich habe schon unter den schwierigsten Bedingungen gelebt, Cato. Du weißt, dass das stimmt. Nach allem, was wir durchgemacht haben, verdienen wir es einfach, zusammen zu sein.«

»Ich weiß.«

»Dann versprich mir, dass du mich benachrichtigst, sobald ich gefahrlos nachkommen kann.« Sie drückte sich noch heftiger gegen seinen Mantel und starrte ihm in die Augen. »Versprich es mir.«

Cato spürte, wie seine Entschlossenheit, sie vor den Gefahren und Unannehmlichkeiten der neuen Provinz zu bewahren, ins Wanken geriet. »Ich verspreche es.«

Sie lockerte ihre Umarmung und trat einen halben Schritt von ihm weg, wobei ihre Miene zugleich Erleichterung und Schmerz verriet. Sie nickte. »Lass mich nicht zu lange warten, liebster Cato.«

»Nicht einen Tag länger als unbedingt nötig. Das schwöre ich.«

»Gut.« Sie lächelte und stellte sich auf die Zehenspitzen, um ihn auf den Mund zu küssen. Dann drückte sie seine Hände ein letztes Mal und reckte sich. »So musst du gehen.«

Cato sah sie lange an. Dann verbeugte er sich, wandte sich vom Haus des Senators ab und folgte der Straße, die ihn zum Stadttor führte. Dort würde er eines der auf dem Tiber liegenden Boote nehmen, um Macro im Hafen von Ostia zu treffen. Als er das Ende der Straße erreicht hatte, warf er einen Blick zurück und sah Julia an der Tür stehen. Er zwang sich, sich wieder umzudrehen, und ging weiter, bis er außer Sichtweite war.

Auch jetzt litt Cato kaum weniger unter der Trennung, obwohl die lange Reise ihn zunächst über das Meer nach Massillia und dann über Land nach Gesoriacum geführt hatte, wo er sich schließlich zusammen mit den anderen auf das Frachtschiff begeben hatte, welches sie das letzte Stück des Weges bis nach Britannien brachte. Es fühlte sich merkwürdig an, nach mehreren Jahren auf die Insel zurückzukehren. Einige Stunden zuvor hatte das Frachtschiff einen Uferabschnitt passiert, an dem Cato und seine Kameraden von der Zweiten Legion sich gegen eine Horde einheimischer Krieger den Weg an Land freigekämpft hatten. Damals waren ihre Gegner von kreischenden Druiden angefeuert worden, die düstere Zaubersprüche und wilde Flüche gegen die Invasoren ausstießen. Die Erinnerung war eine schauerliche Mahnung vor dem, was Cato möglicherweise bevorstand, und er fürchtete, dass es noch einige Jahre dauern würde, bis er dieses Land für sicher genug halten konnte, um seine Frau zu sich zu holen.

»Ist das da vorne Londinium?«

Cato drehte sich um und erblickte eine schlanke, alte Frau mit hartem Gesicht, die über das Deck auf ihn zu-

kam. Eben war sie aus der Luke geklettert, die hinab in die beengten Quartiere der Passagiere führte. Sie hatte sich einen Schal um den Kopf gewickelt, und einige lose Strähnen ihres grauen Haars tanzten im Wind. Cato lächelte zur Begrüßung, und Macro empfing sie mit einem breiten Grinsen, als sie neben ihn an die Reling trat.

»Du siehst sehr viel besser aus, Mutter.«

»Natürlich«, erwiderte sie in scharfem Ton. »Schließlich hat dieses elende Boot aufgehört, ständig hin und her zu schwanken. Ich war mir sicher, dass wir im Sturm sinken würden. Und ehrlich gesagt hätte ich es als Gnade betrachtet, wenn es so weit gekommen wäre. Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie so elend gefühlt.«

»Das war überhaupt kein richtiger Sturm«, sagte Macro verächtlich.

»Nein?« Die alte Frau nickte in Catos Richtung. »Was meinst du? Du hast dich genauso oft übergeben wie ich.«

Cato schnitt eine Grimasse. Beim Schwanken und Sich-Aufbäumen des Schiffs in der Nacht zuvor war ihm höchst übel geworden. Er hatte sich nur noch zusammenkrümmen und in einen Holzeimer neben seinem Bett erbrechen können. Selbst unter den günstigsten Bedingungen waren ihm Reisen über das Mittelmeer zuwider, und die wilde See vor der Küste Galliens war für ihn eine einzige Qual.

Macro stieß ein unbeeindrucktes Schnauben aus. »Das waren bestenfalls ein paar heftige Böen. Gute, frische Luft, die ein wenig Salz in meine Lungen geblasen hat.«

»Während sie alles andere bis auf den letzten Rest aus deinen Därmen geholt hat«, erwiderte seine Mut-

ter. »Ich würde lieber sterben als so etwas noch einmal durchmachen zu müssen. Aber sei's drum. Es ist am besten, die Sache ganz schnell zu vergessen. Ich habe gerade gefragt, ob das dort vorne Londinium ist.«

Die beiden Männer wandten sich in die Richtung, in die die alte Frau deutete, und hielten nach den fernen Gebäuden Ausschau, die sich am Nordufer der Tamesis entlangzogen. Mithilfe großer, in das Flussbett getriebener Holzbalken hatte man einen Kai errichtet, dessen Rahmenwerk aus Querbalken mit Steinen und Erde aufgefüllt und schließlich gepflastert worden war. Mehrere Frachtschiffe waren bereits am Kai vertäut, und genauso viele andere ankerten ein kurzes Stück davon entfernt flussaufwärts, wo sie darauf warteten, bis sie an die Reihe kämen, ihre Ladung zu löschen. Auf dem Kai waren zahllose Sklaven eifrig damit beschäftigt, die Waren aus den Frachträumen der Schiffe in die langen, flachen Lagerhäuser zu tragen. Hinter diesen Lagerhäusern erhoben sich weitere Gebäude, von denen viele noch im Bau waren, wodurch die neue Stadt langsam Gestalt annahm. Etwa einhundert Schritte vom Ufer entfernt konnte man das zweite Stockwerk eines großen Gebäudekomplexes erkennen, das sich über die anderen Bauwerke erhob. Cato erkannte, dass sich dort das Stadtzentrum mit dem Markt, mehreren Höfen, Geschäften, Büros und dem Verwaltungssitz befinden musste, wie das bei allen Städten der Fall war, die von Rom gegründet wurden.

»Ja, genau das ist Londinium«, antwortete der Kapitän, als er zu den Passagieren trat. »Die Stadt wächst